teure der Kardiologie enthält es zahlreiche nützliche Zeittabellen, ausführliche Literaturangaben sowie etliche Abbildungen. Antoinette Stettler

Birgit Schoop-Russbült, *Psychiatrischer Alltag in der Autobiographie von Karl Gehry (1881–1962)*. Zürich, Juris, 1989. 226 S. (Zürcher medizinisch-geschichtliche Abhandlungen, Nr. 204). SFr. 60.–. ISBN 3-260-05227-5.

In ihrer Dissertation hat die Autorin die Autobiographie des Direktors der Zürcher Psychiatrieklinik Rheinau wörtlich wiedergegeben, sofern psychiatrische Themen darin zur Sprache kamen. Gehry begann 1905 in Rheinau als Assistenzarzt und trat 1942 als Direktor wegen Schwierigkeiten mit der kantonalen Gesundheitsdirektion vorzeitig zurück. Die Autobiographie entstand im Jahrzehnt vor seinem Tod.

Die Auszüge lesen sich leicht und sind spannend. Gehry kannte Eugen Bleuler und C.G. Jung persönlich. Seine Interessen galten einerseits der Hirnanatomie, welche er schließlich resigniert aufgab, und anderseits der entstehenden psychoanalytischen Schule und deren Abzweigungen. Die Klinik (1906 umfaßte sie 1048 Patienten und war mit 4–5 Ärzten ausgestattet) erscheint als reine Bewahranstalt.

Gehry verarztete neben seiner Tätigkeit in der Klinik Rheinau auch die umliegenden Dörfer, was er als seine eigentliche Berufung empfand. Er hat sich als erster um die Ausbildung des Pflegepersonals, das unter heute fast unvorstellbaren Bedingungen arbeitete, verdient gemacht. Vor allem beeindruckt das Vacuum der damaligen Psychiatrie, welche zwischen Hirnanatomie und Psychoanalyse dem eifrigen und intelligenten jungen Arzt keine Möglichkeiten bot, sich mit den Patienten auseinanderzusetzen. Man versteht nach der Lektüre auch viel besser, was für neue Horizonte des Verständnisses die Psychoanalyse gerade mit den unbegrenzten Möglichkeiten des Deutens den damaligen hilflosen Psychiatern eröffnet hat. Gehry kämpfte trotzdem immer wieder mit dem Wunsch, in die «richtige», die Körpermedizin, hinüberzuwechseln.

Die Darstellung enthält zahlreiche erläuternde Anmerkungen, welche Gehry in seinen psychiatriegeschichtlichen Kontext stellten. Sie bietet einen faszinierenden Einblick in eine nahe psychiatrische Vergangenheit.

Cécile Ernst

Otfried K. Linde (Ed.), *Pharmakopsychiatrie im Wandel der Zeit. Erlebnisse und Ergebnisse*. Tilia-Verl. Mensch und Medizin, Klingenmünster 1988. 400 p., 222 Abbildungen, 16 Tabellen. DM 51.–.

Ein Kollektiv von 25 Autoren läßt uns in 32 Kapiteln die spannende Geschichte der Pharmakopsychiatrie miterleben. Die ersten Kapitel behandeln erfreulicherweise die selten dargestellte Geschichte der Verwendung von Pharmaka in der Psychiatrie vor dem Beginn der eigentlichen Psychopharmakologie 1952: Unter Rückblendung bis in die Antike kommen dabei Opium, Lachgas, Schlafkuren, Fieber-, Schock- und Lichttherapien zur Darstellung. Der Großteil des Buches handelt verständlicherweise von den eigentlichen Psychopharmaka, d. h. den Neuroleptica, Anxiolytica und Antidepressiva und ihren Untergruppen. Mehrere der dabei beteiligten Autoren wie Deniker, Kuhn, Schou, Sternbach gehören zu den großen Entdeckern prototypischer Psychopharmaka und verleihen ihren Kapiteln eine einmalige Authentizität, gerade in der zeitlichen Distanz einiger Jahrzehnte. Sämtliche Autoren – Kliniker und Laboratoriumsforscher – haben maßgeblich zur Entwicklung der Psychopharmakologie und ihrer Anwendungen beigetragen. In den erwähnten Jahrzehnten haben Psychopharmaka nicht nur von ihrem einstigen Glanz verloren, sondern haben oft zu Verdrossenheit geführt oder sind gar zu Reizwörtern geworden. Es ist daher wichtig, wenn sich einer der älteren Autoren an den von Kollegen in den 50er und 60er Jahren oft geäußerten Ausspruch erinnert: «Ohne Psychopharmaka möchte ich nicht mehr ärztlich tätig sein.» Daß eine solche Sammlung von Erinnerungen viel Anekdotisches enthält, liegt auf der Hand. Wichtiger sind jedoch die oft frischen, lebensvollen Schilderungen des Prozesses von Entdeckungen in den vielen Einzelschriften und mit den dazugehörenden Enttäuschungen, Höhepunkten, Irrungen sowie den zahlreichen Bezügen, Kommentaren und Anregungen. Oft wird klar, daß das, was gemeinhin und etwas nachlässig als Zufallsentdeckung bezeichnet wird, in Wirklichkeit gar nicht so zufällig war, sondern auf klaren Vorstellungen oder zäh verfolgten Hypothesen beruhte. Zu loben sind auch die zahlreichen nützlichen Illustrationen und die allgemein sorgfältige Ausstattung. Bedauerlich ist einzig, daß diesem notgedrungen heterogenen Werk neben dem Namenregister nicht auch ein Sachregister beigegeben wurde.

Marcel H. Bickel

Herbert Baur, *Drei historische Darstellungen der Zahnheilkunde im Vergleich: Geist-Jacobi, Sudhoff und Hoffmann-Axthelm*. Zürich, Juris, 1989. 75 S. (Zürcher medizinisch-geschichtliche Abhandlungen, Nr. 205). SFr. 21.—. ISBN 3-260-05228-3.

Eine bestechende Idee liegt der Arbeit zugrunde: ein Vergleich der drei